

**Theodor Eschenburg, Man muss nur zäh bleiben. Letzten Endes meine ich doch – Erinnerungen 1933 bis 1999, Berlin 2000, Siedler-Verlag.**

Theodor Eschenburg hat bis kurz vor seinem Tod im Sommer 1999 am zweiten Band seiner Erinnerungen gearbeitet. Nach dem ersten Band mit seinen Erinnerungen an Kaiserreich und Weimarer Republik, die er als damals Neunzigjähriger vor einigen Jahren mit bewundernswerter Konzentration und analytischem Erinnerungsvermögen unter dem Titel *Also hören Sie mal* zu vorlegte, wird er mit der Beschreibung von Ereignissen und Persönlichkeiten der zweiten deutschen Republik zum eindrucksvollen Chronisten des zwanzigsten Jahrhunderts. Auch seine letzten Aufzeichnungen bestätigen den hohen Rang, den sich Theodor Eschenburg nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst als leitender Beamter in der neu aufgebauten Landesverwaltung von Württemberg-Hohenzollern und seit Beginn der fünfziger Jahre als einer der ersten deutschen Professoren für Politikwissenschaft und renommierter politischer Publizist erworben hat.

Durch die praktischen Berufserfahrungen in Wirtschaftsverbänden und öffentlicher Verwaltung geprägt, sich selbst – jedenfalls zu Beginn seiner Lehrtätigkeit – ein „beträchtliches Theoriedefizit“ attestierend, analysiert er mit unbestechlichem Blick Fehlentwicklungen im bundesdeutschen Parteienstaat. Ihm sind Ämterpatronage, Machtmissbrauch und Kompetenzüberschreitungen umso mehr zuwider, als sie die Autorität und Reputation eines demokratischen Staates beeinträchti-

gelesen

gen, dessen Stabilität ihm nach den bitteren Erfahrungen des Scheiterns der ersten deutschen Demokratie besonders viel bedeutet. Seit Anfang der fünfziger Jahre ohne öffentliches Amt, aber von verschiedenen Bundes- und Landesregierungen in wichtige Kommissionen und Beiräte berufen, gehörte Eschenburg zweifellos zu den einflussreichsten Figuren der politischen Klasse der Bundesrepublik Deutschland. Dabei tritt er in seinen Erinnerungen durchaus nicht als der *Praeceptor Germaniae* auf, als der er von anderen gerne und nicht ganz zu

Unrecht charakterisiert worden ist.

Seine Darstellung ist über weite Strecken eher anekdotisch als analytisch, aber er erzählt nicht, um zu unterhalten, sondern um Entwicklungen und Personen zu skizzieren. Ludwig Erhard, den er aus den letzten Berliner Kriegsmonaten persönlich kennt und wegen seines damaligen illusionslosen Blicks auf die politischen und ökonomischen Realitäten vor dem für unabweisbar gehaltenen Zusammenbruch ebenso bewundert wie für seine handstreichartig durchgesetzte Währungsreform und die damit verbundene Wettbewerbsordnung, hält er gleichwohl als Nachfolger Konrad Adenauers für eine Fehlbesetzung. Konrad Adenauer dagegen erscheint ihm im Rückblick „neben Stresemann als die Jahrhundertfigur der deutschen Politik“. Trotz erheblicher Vorbehalte gegen seine Vorgehensweise und seinen Umgang mit Menschen würdigt Eschenburg Adenauers „trockene Sachlichkeit“. Sein Urteils- und Durchsetzungsvermögen habe ganz wesentlich darauf beruht, dass er keine Vorurteile gekannt habe und von Ressentiments frei gewesen sei. Eschenburger-

innert zu Recht daran, dass Adenauer wie andere große Persönlichkeiten erst nach seinem Ausscheiden aus dem Amt die nahezu ungeteilte Würdigung seiner Arbeit gefunden habe, die seine Amtsführung keineswegs begleitet hatte: „Seitdem allgemeine Einigkeit darüber herrscht, was für ein großer Staatsmann er war, erinnern sich ja viele nicht mehr daran, dass damals fast alle, auch in der eigenen Partei, den alten Mann fast um jeden Preis aus dem Kanzleramt weg haben wollten.“ Dies hindert Eschenburg freilich nicht daran, ebenso nüchtern festzuhalten, dass er damals „seine Lebensaufgabe erfüllt und damit hinter sich hatte“.

Ähnliches gelte für Willy Brandt, der ihm menschlich besonders sympathisch war und dessen Ostpolitik er als notwendige korrigierende Ergänzung der Westorientierung der Bundesrepublik beschreibt; er sei aber in Verkenntung der innenpolitischen Probleme einer Reformeuphorie verfallen, die nach dem Regierungswechsel ausbrach. Die Parole der Regierungserklärung Brandts „Wir wollen mehr Demokratie wagen“ von 1969 habe ihn „geradezu erschreckt“. Umso mehr im-

poniert ihm die disziplinierte Amtsführung von Helmut Schmidt, den er für einen herausragenden Kanzler hält, auch wenn seine Amtszeit nicht durch epochemachende Entscheidungen und nachhaltige Maßnahmen geprägt sei.

Theodor Eschenburg verdankt seine hohe Reputation bei Konservativen wie Liberalen, die ihn beide nicht für sich in Anspruch nehmen können, der Unbestechlichkeit seines Urteils und der Souveränität gegenüber den Anfällen des Zeitgeistes. So verteidigt er Adenauers ebenso legendären wie umstrittenen Staatssekretär Hans Globke gegen die nach seiner Überzeugung unberechtigten Vorhaltungen wegen seiner Rolle in der NS-Zeit und die politischen Institutionen der zweiten deutschen Republik gegen die voreiligen oder vordergründigen Einwendungen der neo-marxistisch inspirierten Studentenbewegung.

Neben der Wiederentdeckung der Ideologie zur Bewertung gesellschaftlicher Realitäten scheint Eschenburg „die Freude am schlechten Benehmen“ und „der Kampf gegen die Konventionen derviellicht wichtigste Teil dieser Revolutionen gewesen“ zu sein.

Auch bei den Grünen, mit denen die Studentenbewegung nach dem langen Marsch durch die Institutionen am Ende doch in diesen viel geschmähten öffentlichen Körperschaften angekommen ist, vermisst er den „Sinn dafür, dass Zuständigkeiten zur Grundlage unseres Staatswesens gehören“; und weil sie diese Orientierung selbst da nicht entwickelten, wo sie Verantwortung übernehmen, erklärt er sie als Partei für überflüssig, nachdem der Gedanke des Umweltschutzes zum politischen Allgemeingut geworden sei.

Theodor Eschenburg hat den zweiten Band seiner Erinnerungen nicht mehr abschließen können. Sie enden mit der Behandlung der achtziger Jahre. Deshalb macht es durchaus Sinn, dass der Verlag im Anhang drei große Interviews mit Theodor Eschenburg aus seinen letzten Lebensjahren seinen Erinnerungen hinzufügt, in denen er zu aktuellen Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit mit ungebrochener, konstruktiver Streitlust Stellung nimmt: Er plädiert leidenschaftlich gegen populistische Konzepte der Basisdemokratie durch Volksbefragungen und Volksentscheide zu Lasten parlamen-

tarisch-repräsentativer Entscheidungen, gegen die Tendenz zur parteipolitischen Instrumentalisierung des Bundesrates, für eine große Koalition zur Lösung zentraler gesellschaftspolitischer Reformnotwendigkeiten, für ein Mehrheitswahlrecht, eine sechsjährige Legislaturperiode und eine gleichzeitige Verkleinerung des Bundestages; diese hält er allesamt für ebenso aussichtslos wie die Neugliederung der Bundesländer, die – mit Ausnahme von Baden-Württemberg – nach dem Zweiten Weltkrieg nur durch verbindliche Eingriffe der Siegermächte, nicht aber durch deutsche Entscheidungen zu Stande gekommen sei.

„Vergleiche ich die Nachkriegszeit mit der Zeit vor 1933, von den Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg ganz zu schweigen, so würde ich sagen, dass es gerade ihre Liberalität war, die die deutsche Gesellschaft nach 1945 ausgezeichnet hat.“

Im letzten Kapitel seiner Erinnerungen zieht Theodor Eschenburg eine eindrucks-

volle Bilanz der „Zeit, die wir erlebt haben“. Mit der Ausbreitung des Partizipationsgedankens ist für ihn seit Ende der sechziger Jahre „ein Element der Unberechenbarkeit, ja der Unregierbarkeit in die Politik gekommen, das es so früher nicht gegeben hat“. Gleichzeitig befinden sich seit dieser Zeit die Parteien in einem Prozess, der nach seiner Einschätzung mit dem Begriff der Auflockerung verharmlost werde, da er „nicht sehr weit von einem Zustand der Zersetzung entfernt“ sei.

Der „Umbruch im Demokratieverständnis“, den er beobachtet, geht für Eschenburg an die Grundlagen einer staatlichen Ordnung, die er für bewährter hält als ihre forschen Kritiker: „Wenn Mehrheitsentscheidungen nicht mehr als verbindlich gelten, stößt man das Tor auf zu der ungeheuren Konfusion im öffentlichen Bewusstsein, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben. ... Alle diese Formeln, die über Jahre hinweg in aller Munde waren, vom ‚zivilen Ungehorsam‘ über ‚Konsumterror‘ bis ‚Ge-

walt gegen Sachen‘, die im Unterschied zu der gegen Menschen erlaubt sei, haben verheerend gewirkt. Das halte ich à la longue für den schwerwiegendsten Einbruch in die politische Kultur, der denen gelungen ist, die das demokratische Prinzip ändern wollten“. Vor diesem Hintergrund kann dann nicht mehr überraschen, dass er die neu gewonnene Liberalität der deutschen Gesellschaft „durch die Entwicklung der letzten Jahre eher gefährdet“ sieht.

Dennoch liegt Theodor Eschenburg jeder Hang zum Fatalismus fern. Er hält die zweite deutsche Demokratie „für absolut stabil“, jeden Vergleich mit Weimarer Verhältnissen für abwegig: „Die Demokratie kann viel ertragen, man muss nur zäh bleiben.“ Theodor Eschenburg ist ein eindrucksvolles Beispiel für den Verfassungspatriotismus, für den er in Wort und Schrift jahrzehntelang geworben hat, und für den zähen Einsatz, den dieser demokratische Rechtsstaat verdient.

*Norbert Lammert*